

Bezugs-Preis... Halle und Giebichstein 2,50 A...

Halle'sche Zeitung.

Anzeige-Gebühren... Die bei häufigerem Besuche...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstrasse 87.

Halle a. S., Montag 25. März 1895.

Berliner Druck: Berlin C, Grödenstraße 3.

Telegramme.

München, 25. März. Der Kultusminister Dr. v. Müller ist gestern Nachmittag kurz nach 3 Uhr gestorben.

London, 25. März. Ein förmlicher Sturm wüthete in England in der Nacht zu gestern und am gestrigen Tage.

Paris, 25. März. Der König von Serbien ist gestern Abend nach Belgrad abgereist.

Wien, 25. März. Die Ausschüsse des Arbeiterbundes veröffentlichten ein Manifest, in welchem die Grundarbeiter aufgeführt werden.

Madrid, 25. März. Die verschiedenen Konservativen hielten gestern eine Versammlung ab.

Sarat, 25. März. Ferraz ist zum Untersekretär des Auswärtigen ernannt worden.

Tokjohama, 24. März. Die amtlichen Berichte beifügen die Verluste des japanischen Heeres in der Zeit vom 21. bis zum 23. März.

Eine nationale Schmach.

Als ob er noch an der Spitze des Geschäftes stände, so hat Fürst Bismarck wieder einmal in die Geschichte der deutschen Politik eingegriffen.

Wir brauchen unserer Empfehlung über das unwürdige Verhalten des Reichstages keine Worte mehr zu setzen.

ismus bedeutet hat. Das nur ist Tatsache, daß das deutsche Reich, kaum gegründet, dem Zweiten zersetzenden Elemente ausgesetzt war.

Aber es lohnt nicht, mit denen zu rechten, die den deutschen Reichstag nach dem strengen Ausdruck des Herrn von Kardoff auf das Niveau der Berliner Stadtvorordnetenversammlung herabgedrückt haben.

Aber es lohnt nicht, mit denen zu rechten, die den deutschen Reichstag nach dem strengen Ausdruck des Herrn von Kardoff auf das Niveau der Berliner Stadtvorordnetenversammlung herabgedrückt haben.

Sollte dagegen der Reichstag aufgelöst werden, so zweifeln wir nicht, daß die Übung des Fürsten Bismarck eine Weisheitsprobe durchschlagender Wirkung sein müßte.

Die Reichstagskammer, welche die freisinnige Presse hütet, hat ihren Tadel über das Gebahren der Abgeordneten nicht zurückgelassen.

Deutsches Reich.

* Der Kaiser hat am Sonnabend, gleich nachdem er Kenntnis davon erhalten, daß der Reichstag den Antrag des Herrn von Lovogon...

* An den Fürsten von Bismarck, Herzog von Lauenburg.

Euer Durchlaucht spreche in den Ausdrücklichsten Entzündung über den eben beschlossenen Beschluß des Reichstages aus.

gezeichnet: Wilhelm I. R.

Hierauf ist folgendes Telegramm aus Friedrichsruh eingegangen: Ab Friedrichsruh 23. 3. 95. 7 Uhr 15 Min. Nachm.

* Die Präsidententwahl im Reichstag wird am Mittwoch die Konventionen, Nationalliberalen, sowie die deutsche Reformpartei haben es abgelehnt, an der Bildung

des Präsidiums mitzuarbeiten. Dänen, Polen, Belfen, Freisinnige, Christen, Sozialdemokraten und Ultramontanen werden also häufig unter sich bleiben können.

Die Wendung zum Besten im Finden des Prinzen Joachim ist im stetigen Fortschreiten begriffen.

* Die sozialdemokratische Zukunftsaussicht. Bekanntlich ist wieder Herr Bebel noch auf Herr Liebknecht im Stande gewesen, das Geheimnis des sozialdemokratischen Zukunftsaussichtes den neugierigen Blicken der Welt zu erschließen.

* Die Streikepidemie, welche in Deutschland so weit sich die Lage des Arbeitsmarktes überheben läßt, vorläufige sehr günstigen Entwidlungsbedingungen vorfindet.

Die Reichstagskammer, welche die freisinnige Presse hütet, hat ihren Tadel über das Gebahren der Abgeordneten nicht zurückgelassen.

Die Reichstagskammer, welche die freisinnige Presse hütet, hat ihren Tadel über das Gebahren der Abgeordneten nicht zurückgelassen.

Die Reichstagskammer, welche die freisinnige Presse hütet, hat ihren Tadel über das Gebahren der Abgeordneten nicht zurückgelassen.

Die Reichstagskammer, welche die freisinnige Presse hütet, hat ihren Tadel über das Gebahren der Abgeordneten nicht zurückgelassen.

Die Reichstagskammer, welche die freisinnige Presse hütet, hat ihren Tadel über das Gebahren der Abgeordneten nicht zurückgelassen.

Die Reichstagskammer, welche die freisinnige Presse hütet, hat ihren Tadel über das Gebahren der Abgeordneten nicht zurückgelassen.



Der Lüge Saat.

Roman von E. von Wald-Bedtwig. [2] So? — das ist es also. — Ein Heirathsantrag des Fürsten Ronitowsky setzt Dich so in Harnisch, als hätte Dir Jemand die größten Unhöflichkeiten gesagt; dabei fliegt jede Zeile über von Hochachtung, Bewunderung — und ich glaube, sogar von Liebe kommt etwas vor."

"Du bist ein Mann, das besagt genug, Schulter an Schulter steht Ihr in Euren Auffassungen uns gegenüber, ein Geheimbund verbindet Euch Alle — Alle!"

Sie nahm den Brief und zerriss ihn in kleine Stücke. "Komm! Warum war ich so thöricht, Dich überhaupt mit einer Angelegenheit zu behelligen, von der ich im Voraus wissen mußte, wie frivol Du sie auffassen würdest."

Den Hut aufsetzen, die wildledernen Handschuhe anziehen und den Sonnenschirm ergreifen, war bei der erzürnten Dame das Werk eines Augenblicks. Sie rauchte zur Thüre.

"Uno momento — wenn das neugierige Auge Deiner Kammerjose — das eines Kellners —"

Arel stich die Papierstückchen mit der flachen Hand zusammen, suchte die, welche auf dem Teppich zerstreut lagen, sorgsam auf und warf sie in den Kamin, in dem noch einige Kohlen glühten. Erfreute man sich auch im Freien schon angenehmer Wärmegrade, so erhöhte dom im Zimmer ein kleines Feuer die Behaglichkeit noch ungemein.

Auf der StraÙe angekommen, fand Arel seine Schwester schon im Wagen sitzend. Den Schleier über das Gesicht gezogen, in die Kissen gelehnt, verharrte sie im Schweigen. — Der Kutscher fuhr an und bog nach wenigen Schritten in die Linden ein.

"So verhüllt? Ich komme, wenn uns zufällig einer meiner wenigen Bekannten, welche ich in Berlin habe begegnet, in den entsetzlichen Verdacht, mit einer häßlichen Dame zu fahren."

Abda zuckte die Achseln. Eure Anschauung —"

"Aber ich begreife Dich nicht; es war doch ein formeller dabei sentimental, melancholisch-feurig durchweh, meisterhaft stilisierter Heirathsantrag, der verbiente, in einem Briefsteller für Liebende der obersten Jehntausend aufgenommen zu werden."

Das Wagengetöse, welches sich gerade jetzt fast bis zur Un-erträglichkeit gesteigert hatte, schnitt Arel das Wort ab.

"Nachher, im Thiergarten, man schreit sich ja heiser," schloß er, lehnte sich nun auch bequem zurück, drückte das Gas in das linke Auge, gut unterhalten durch die vorüberziehenden Menschen.

Die reine Völkerverwanderung des männlichen und weiblichen Philisterthums von Berlin, in der Stadt der Soldaten selbstredend militärisch untermischt. — Ertaunliche Attraktion zwischen dem zweierlei Tuch und der wohlgenährten Köchin.

"Doch viele Schindmähren, höllische Blender und Kommerzgeräthliche Kleppper."

Abda hörte kaum die abgerissenen hingeworfenen Bemerkungen ihres Bruders. Nicht einen halben Blick dem Getriebe um sich herum gönnend, schante sie sich aus der Stadt hinaus in den grünen Thiergarten und schaute nur nach dem Brandenburger Thor, welchem sie sich in scharfem Trabe näherten.

"Endlich!" seufzte Abda erleichtert, als sie auf der großen Allee dahin rollten. "Wenn Du mir nun einen Augenblick Gehör schenken wolltest, Du findest ja nachher wohl noch Gelegenheit, mit den Vorübergehenden weiter zu kokettiren. Lieber freilich wäre es mir"

"Wenn Du es überhaupt unterstehst. Verzeih' mir, liebe Schwester, aber es ist nun einmal eine schlechte Angewohnheit von mir — wenn ich ein so nettes Füßchen sehe, wie des Teufels bin ich —"

Ueber Abda's Gesicht fluthete eine Bluthwelle. Es gab Augenblicke, in welchen ihr ihr Bruder so unangenehm war, daß sie ihn hätte mit der Fußspitze von sich stoßen mögen, und

dennoch hielt sie es für ihre schwefterliche Pflicht, sich seiner nach Möglichkeit anzunehmen. Im Grunde ihres Herzens liebte sie ihn ja aufrichtig, außerdem war er ihr einziger männlicher Blutsverwandter, dem sie freilich mehr Schutz bot, als er ihr. Er besaß in Kurland ein Rittergut; wie viel oder wie wenig ihm eigentlich davon gehörte, wußte sie weit besser als er. —

Und dennoch suchte Abda diesen Besitz zu erhalten, ihre schönsten Jugend-Erinnerungen knüpfen sich daran. Bewirthschaftete ihr Bruder denselben auch noch so schlecht, bekümmerte er sich auch fast gar nicht darum, so lebte er doch nicht ganz zwecklos auf der Welt und der Schein einer Thätigkeit wurde wenigstens dadurch gewahrt. Schon dafür war sie Gott dankbar, sie hoffte, Arel nach und nach einem arbeitsamen Leben zuzuführen und war gewillt, wenn sie erst seinen Ernst zur Arbeit sah, ihn thatkräftig aus ihren reichen Mitteln zu unterstützen. Vorläufig freilich war zu ihrem Kummer dazu noch wenig Aussicht vorhanden.

Endlich hatte sie die, durch Arel's Taktlosigkeit hervorgerufene Mißstimmung in so weit überwunden, daß sie ihm das Verdict wieder zuwandte.

"Du findest in diesem Heirathsantrag etwas ganz Natürliches. Wenn Du aber bedenkst, daß ich den Fürsten kaum kenne — ich sah ihn in Ludowirka auf einer Jagd und später noch einmal bei einem Diner der Gräfin Arnspers — wenn Du seine verschuldete Lage in Rechnung ziehst, so wirst Du meine Empörung begreifen. Wenn ein Fürst, ein Sprosse einer so alten, auf ihre Abstammung so stolzen Familie, wie die der Ronitowsky's, zu einem bürgerlichen Mädchen hinabsteigt, so liegt es auf der Hand, daß ihre Mitgift und nicht sie der Magnetmilt. — Ich kenne das. — Es hat mich stets schon unangenehm berührt, wenn ich in den Zeitungen gelesen habe, wie: Graf so und so mit Fräulein K. K. — nun denke Dir irgend einen schlichten, bürgerlichen Namen. In hundert Fällen spielte da das Ge d die Hauptrolle."

"Erlaube, Abda, wenn Du Deine superbe Persönlichkeit garnicht in Anschlag bringen willst — so nenne ich das eine ganz falsche Bescheidenheit."

Sie warf den Kopf stolz zurück. "Warum habe ich früher als ich noch das unbemittelte Mädchen war, nicht einen einzigen Antrag erhalten, während ich, seitdem mir das große Vermögen unserer Tante zufiel, dieselben zu Dutzenden bekommen habe?"

Sie hielt inne, sie fühlte den silbernen Neß an ihrem Handgelenk. Nicht ganz so überzeugt wie bisher fuhr sie fort: "Bin ich seit jenem Besitz jünger, schöner, liebenswürdiger, klüger, besser geworden? — Da mußt Du schweigen. — Bitte — nein — nur jetzt keine banale Schmeichelei, noch weniger vermöchte ich Frivolitäten zu ertragen, wie sie Dir so geläufig sind. Diese Anträge verlegen meine weibliche Würde, mein Stolz bäumt sich dagegen auf — und — ich — ich —"

"Du schwörst, niemals ein so egoistisches Ungethüm wie einen Mann zu erhören."

"Wenn ich nicht voll von seiner uneigennütigen Liebe überzeugt bin, gewiß nicht."

"Wie soll ein Mann den Beweis erbringen?"

"Das ist seine Sache."

"Ich fürchte, meine Theuerste, unter diesen Umständen wirst Du langsam, aber sicher zur alten Jungfer heranreifen."

Arel vermochte ein wohlgefälliges Schmunzeln nicht zu unterdrücken.

"Mag sein — mir immer noch lieber, als einem Manne als geduldetes Anhängel meines Vermögens zu folgen."

Abda schwieg und sah düster in den lachenden Frühling, welcher ihr im sonnigen, maiengrünen Kleide entgegenstrahlte. Der Thiergarten hatte seinen lieblichsten Schmuck angelegt. Jedes Blatt, jeder Grashalm noch so rein, so unberührt.

Arel kummerte sich nicht um den jungen Lenz, für ihn verschwendete er keine Schönheit vergebers. Auch die vielen Men-

schön, welche sich seiner erfreuten, gingen ihn in diesem Augenblicke gar nicht an. Mochten die Bäume grünen und die Leute zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen noch so fröhlich durch denselben dahin ziehen. Er rechnete — für ihn eine seltene, in diesem Falle aber sehr angenehme Beschäftigung. — Wie lieb Abba wirklich unvermählt, so war er ihr Erbe. — Das konnte freilich noch lange dauern, wenn er sie überhaupt überlebte. Aber ihrer steten Beihilfe war er dann doch sicher, was mindestens zweifelhaft wurde, wenn ein liebender Gatte sich der Verwaltung ihrer Gelder mühevoll unterzöge.

Es zuckte spöttisch um seinen Mund. — Ihn —, aber auch im Falle, daß Abba sich nicht verheirathete, war es für einen Mann seines Schlages nicht angenehm, stets von der Gnade seiner Schwester abzuhängen. Das waren Fesseln, die er jetzt zuweilen schon recht drückend gefühlt hatte.

Er mußte sie bewegen, ihm eine anständige Summe zu überlassen. Dann mochte er sein Gut schuldenfrei, bewirthschaftete es ordnungsmäßig — und — nun kam eine endlose Reihe von guten Vorfällen, welche ihn, wenn er sie wirklich ausführte, in seinen Augen geradezu zu einem Heiligen stempelten.

Die Frische in der Natur, das volksthümlich großstädtische Leben, welches sich in dem anmuthigen Rahmen des Thiergartens entwickelte, verfehlte seine wohlthuende Einwirkung auf Abba Dönstrut nicht, so daß sie nach und nach ihren Gleichmuth wieder fand, um sich ganz der Freude auf das bevorstehende Kennen hinzugeben.

Charlottenburg, mit seinen an der Straße errichteten, Kopf an Kopf besetzten Gastwirthschaften, lag bereits hinter ihnen und langsam bewegte sich der Wagen mit seinen Insassen den sandigen Hügel hinan, auf dem der Eingang zum Rennplatz lag.

Abba küßte den Schleier, ihr schönes, wenn auch etwas strenges Gesicht kam unverhüllt zum Vorschein und schaute auf das sich mehr und mehr steigerrnde Gedränge von Menschen und

Fuhrwerken. Jetzt bogen sie auf den zum Sattelplatz und zu den Tribünen führenden Zugang ein.

Die Leidenschaft für die Pferde und den Rennsport beherrschte sie jetzt allein. Froh, hier ganz ungekannt zu sein, entstieg sie dem Wagen und ging am Arm ihres Bruders dem Sattelplatze zu, wo die Pferde, welche im ersten Rennen starten sollten, zum Theil noch unter Decken geborgen, zum Theil aber auch schon in vollständiger Toilette von den Stallbuden im Kreise herumgeführt wurden.

Am der Waage ging es lebhaft zu. Offiziere, Sportleute in Dress, Jockeys, Burtschen und Reitknechte gingen ein und aus; Zurufe erklangen, Buchmacher suchten die Aufmerksamkeit auf dieses oder jenes Pferd zu lenken, Damen und Herren standen mit wichtiger Miene in einzelnen Gruppen zusammen, um sich über die einzugehenden Wetten zu berathen; Blumenverkäuferinnen, deren bunte Trachten meist wenig mit ihrer sonstigen Erscheinung in Einklang standen, boten Veilchen und Gardenienblüthen an; kurz, jenes lebhafte Treiben, wie es die großen Rennplätze zu kennzeichnen pflegt, herrschte auch hier. — Heute, durch das sonnige Wetter begünstigt, sogar noch in erhöhtem Grade. Wie das Abba anregte. Wie sich jetzt ihre Mienen aufheiterten und wie sich ihre Züge von innen heraus verschönten. Eine königliche, vornehm gekleidete Frauengestalt, gehoben durch die elastische Ruhe ihrer Bewegungen, besonders wenn ein schöner Kopf das Ganze krönt, pflegt bei solchen Gelegenheiten nicht unbemerkt zu bleiben, und so war es nicht zu verwundern, daß sich die Aufmerksamkeit verschiedener Damen und Herren auch hier Abba zuwandte.

„Ich glaube, man hält uns für ein Ehepaar“, lachte Arf. „Mag man — komm — dieses Anstarren verleidet mir das ganze Vergnügen.“

Sie zog den Schleier über das Gesicht. „Aber ich begreife nicht, Abba, — Deine Nerven befinden sich in einem Zustande eigenthümlicher Erregtheit.“ „Es ist mir nun einmal unangenehm.“ (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Simplon-Hospiz im Winter.

Von Martin Redwyl (Bern).

Eigentlich ist es wunderbar, daß die Schweizer Berge im Winter nicht ebenso überlaufen sind als im Sommer. Gewiß, die Sommertage sind lang und der Schnee ist dann am Fuße der Alpen geschmolzen, — dafür aber giebt es unerträgliche Hitze, Staub, Fliegen und Ermattung. An so einem köstlich eisfrischen Januartage aber giebt es weder Staub noch Fliegen, dafür eine Atmosphäre — förmlich berauschend in ihrer Reinheit, harte, feste Wege und vor Allen — keine anderen Touristen! Anstatt als Hinderniß erweist sich so die Kälte vielmehr als Bundesgenossin; und so entschloß ich mich vor einigen Wochen, den Simplon zu ersteigen und die Nacht bei den Vätern oben im Hospiz zuzubringen.

Früh am Morgen verließ ich Brieg und folgte einem Zug Italiener auf der schneebedeckten Landstraße. Dank der zu scharfen Marische zwingenden Luft passierte ich schon nach einer Stunde den Achtkilometer-Schaukestein, zweitausend Fuß über Brieg. Freilich hatte ich seitlich den Weg abgeschnitten, auf einem Paß den kaum ein Maulthier wagt, und den ich an einem minder klaren und köstlichen Tage auch nicht zum andern Mal riskiren möchte. Das Bett der Rhone starrte von blauem Eis, das hin und wieder mit großen Schneeflecken bedeckt war. Die kleinen Wasserfälle, die im Sommer so reizend von den Abhängen schäumen, waren nun mit Eisdraperien verziert, die im funkelnden Sonnenschein in blaßblau, hellgrün, opal und milchfarben schimmerten.

Im zweiten Obdachshäuschen trank ich weißen Wein inmitten eines Haufens von Italienern, die Brot, Käse und die unvermeidlichen Zwiebeln frühstückten. Mit Reid und Bewunderung hörten sie des Wirthes Lobeshymnus auf den wunderbaren Trunt, den er mir kredenzte: — ich glaube, der Preis, den er verlangte, erklärte diesen Uberschwang, aber trotzdem möchte ich beschwören, die Italiener hatten keine Ursache zum Reid . . . wir tranken alle aus demselben Faßchen.

Meiner Vorliebe für das „Abschneiden“ folgend, ging ich von der Ganter Brücke über das Eis nach Verisal. Dort fand ich einen Postmeister und ein Diner, wenn es die poetische Lizenz gestattet, einen Mann, der 6 Briefe täglich zu expediren hat, einen Postmeister, und ein Stück halbrohen Speck mit zwei uralten Eiern ein Diner zu nennen. Der Weg hatte mich aber

so angegriffen, daß ich bis drei Uhr ruhte, fast zu lange, um noch das Hospiz zu erreichen.

Auf dieser südlichen Seite des Abhangs war auch der Schnee nicht so fest, wie unterhalb Verisal, der Aufstieg wurde schwerer. Bald begegnete mir die italienische Post, ein hellklingelnder Schlitten, der mit vier Pferden bespannt war. Auf den Briefbeuteln saßen zwei Männer, ein ungezäumtes Pferd lief hinterdrein. Nach dieser Diligence begegnete mir kein lebendes Wesen mehr — weder Mensch noch Thier. Die Todtenstille wirkte fast erdrückend. Ich war jetzt 5500 Fuß über dem Wasserpiegel, alle Ströme waren erstarrt, selbst der Wind schwieg. Nur der Schnee knirschte unter meinen nägelbeschlagenen Stiefeln, sonst kein Laut, — kein Krächzen, kein Vogelzwitschern! Majestätisches Schweigen in funkelndem, goldenem Sonnenlicht, — ein Bild, dem Blick und dem Herzen unvergesslich!

Ich hatte wirklich in Verisal verhängnißvoll lange gezögert, kaum daß ich mir jetzt Zeit nahm, in der vierten Stationshütte etwas zu trinken, was man dort höflicherweise „Wein“ benennt, bei der fünften Hütte stellten sich schon die Vorzeichen des Sonnenuntergangs ein. Das schwindende Licht fiel purpurn auf das Vitichhorn und die Nachbarspitzen der Gletscher, stufte sich von üppigem Safrangelb bis zum lichtesten Rosa ab, um in bläulich-violetten Schatten in den Thälern zu verschwinden. Und ehe noch die Sonne halb untergegangen, tauchten schon rechts am Horizonte die Sterne auf, an einem Himmel, der noch azurblau schimmerte, während das Vitichhorn im Westen bereits in einem Flammenmeer verschwamm.

Fast war es Nacht, als ich den höchsten Punkt der Straße erreichte. Ich schöpfte tief Athem, als ich am Fuße des Kreuzes pausirte, das hier seine Arme wie segnend über das fünftausend Fuß tiefer liegende Brieg ausstreckt. Dann ging es mit lechter Kraft vorwärts: selbst diese majestätische Landschaft konnte die Sehnsucht nach Unterkunft für die Nacht nicht überwältigen. Noch eine Wendung, und ich stand auf dem kleinen Plateau, dessen ganze östliche Seite das Hospiz einnimmt. Kein Licht in den Fenstern, kein Laut da drinnen — wie ein Gletscher lag es da, todt in der todtten Schneelandschaft.

Erst rief ich leise, dann laut — nur das Echo antwortete. Da stieß ich die Hausthür auf, tappte mich einen langen Korridor entlang, fiel über ein Etwas, das sich dann regte und als ein großer Bernhardinerhund entpuppte. Er begann ärgerlich zu bellen, und das Echo hallte das Gebell duseufach zurück. Jetzt öffnete sich die nächste Thür, und ein bleicher Priester

erschien auf der Schwelle. Da erst gewann ich die Ueberzeugung, daß ich im Hospiz und nicht in einem Gespensterschloß gelandet.

Gütigere Menschen, wie die drei Väter, die zur Zeit auf dem Simplan überwintern, glaube ich, giebt es auf der Welt nicht mehr. Sie alle waren stark erkältet und hatten rothe Nasen und aufgesprungene Lippen, aber keine Klage, kein Seufzer verrieth dem fremden Gast das mühevollte Leben, das sie führten. Da war der Bor-gelekte, ein starker, „rother, freundlicher Prälat“ mit den Manieren eines vornehmen Mannes. Der zweite Vater wurde durch sein unaufhörliches Husten und Keuchen einen peinlichen Eindruck hervorgerufen haben, hätten nicht die ruhige Würde seiner Erscheinung diesen Eindruck gemildert. Der Dritte endlich, der mich in seine besondere Obhut nahm, war ein Mann mit haarerer Nase, asketisch mager, sanft in der Art zu sprechen und väterlich gütig in seinem Benehmen. Er führte mich vor den großen Granitofen, der kaum diese Ede des Refektoriums erwärmte, bat mich die Stiefel ausziehen und brachte mir Nitzschuhe. Ich mußte rauchen und nach einer Rubepause mich waschen und restauriren, wozu man mir aus der Küche heißes Wasser brachte, da im Krug kein Wasser zu halten war, — „der Frost sprengt alles.“

Wir vier dinirten um sieben Uhr, — ein Aufzug brachte alles von der Küche herauf, ein italienischer Arbeiter besorgte die Bedienung. Die zwei Talglichter durchdrangen nur spärlich die Finsterniß. Ich aß mit ungewöhnlichem Heißhunger, und als ich mich etwas beschämt deshalb entschuldigte, verrietherten mir die guten Väter, es freue sie außerordentlich, wieder Jemand mit gesegnetem Appetit zu sehen, sie selbst hätten bei ihrer dauernden Erkältung immer nur wenig Lust zu essen.

Im übrigen war die Mahlzeit überaus reichlich und gut. Wir hatten eine schmachtaste Mehlsuppe, geräucherten Schinken, Beefsteak mit Kartoffeln, Rostbraten und Reispudding. Der Wein war vorzüglich, ein italienischer Feuerwein, direkt im Hospiz gekeltert. Selbst in die erstarrten Gestalten der Väter brachte er neues Blut und Licht in die halb erloschenen Augen. Die alten Herren waren ganz stolz bei meinem überströmenden Lob ihrer Bewirthung.

Nachher saß ich am Ofen und rauchte, während die drei Väter auf und ab promenirten, entweder die Hände reibend oder die Nase frottirend. Ganz offenbar freuten sie sich der Anwesenheit eines Gastes in ihrer eifigen Einöde. Endlich war es Zeit, zur Ruhe zu gehen — ich nahm meine Kerze und ließ mich von dem Gastpater zu meinem eiskalten Bett führen. Er hatte mir trotz meines Protestirens drei Federbetten extra aufgelegt. Nun öffnete er mein Doppelfenster, damit ich die Majestät einer Winternacht in den Alpen genießen möge. Ueber den arktischen Zephyr freilich, den er dabei herein ließ, schien er sich wenig Gedanken zu machen. Die Kälte war auch wirklich hier drinnen fast ebenso intensiv als draußen.

„Sie haben Glück, mein Herr,“ sagte er mit einem Blick auf den Mond, die Sterne und den Schnee, „es ist eine außer-gewöhnlich schöne Nacht heute.“ Dann drückte er mir die Hand und wünschte mir eine gesegnete Nachtruhe.

Welch' starker, frommer Geist muß in diesen Männern leben, daß sie das Märtyrertum eines Winters hier oben im Schnee und Eis, abgesehen von der Welt, so sanft, so geduldig ertragen. Daran mußte ich denken, als ich zitternd, trotz der vielen Betten, meine Nase absolut nicht vor Erstarrung schützen konnte; daran dachte ich um so mehr, als schon früh um 5 Uhr ein gähnender Diener kam, um mich für die erste Messe zu wecken. Er steckte meine Kerze an und brachte mir warmes Waschwasser, — die Sterne funkelnden noch ebenso hell wie beim Schlafengehen.

Im Sommer, ja, da ist es hier anders! Das Hospiz-Hotel kann fünfzig Herren und Damen beherbergen und zweihundert und fünfzig „Zwischendeckpassagiere“, dann geht es lebhaft und fröhlich hier oben zu. Aber diese schrecklichen Eistage und Nächte, die sind zu viel für Fleisch und Blut. Und doch ist das Hospiz nur zu dem Zweck erbaut, zur Rettung der im Schnee Verschütteten, zur Aufnahme der Wanderer . . . Welche Wonne muß es für die armen Väter sein, wenn der Mai kommt, wenn die in Milch gekochten Feigen, die sie zur Linderung der Entzündungen unausgesetzt genossen, von ihrem Tagesmenu verschwinden, wenn sie den Messingleuchter über den Korridor tragen können ohne das Gefühl, er friere zwischen ihren Fingern fest.

In der Kapelle fand ich drei Altäre; an jedem Altar celebrierte je ein Priester. Ich saß in dem Orgel-Emporium, zitterte

trotz meines dicken Flausrocks vor Kälte, lauschte dem monotonen Gesang ihrer Stimmen, ihrem öfteren Husten und Niesen und bewunderte ihre Standhaftigkeit.

Als wir uns nach dem Gottesdienst im Refektorium trafen, herrschten dort trotz der Heizung sieben Grad Kälte, die Kerzen beleuchteten nur den Tisch mit der dampfenden Milch. Auch die beiden großen Hunde drängten sich heran; im Korridor lagen die abgenagten Knochen vom gestrigen Mahle; jezt lechzten sie nach einem warmen Trunk. Umsonst suchte ich ihre Freundschaft; sie waren nur mit den Vätern vertraut, — mich würdigte sie keines Blicks. Als ich mich hierüber beklagte, sagte mein sanfter Herbergsvater:

„Warten Sie nur ab, falls Sie unter eine Lawine gerathen, werden Sie schon sehen, was die guten Thiere für Sie thun!“

Ich nahm mir vor, auf diese Liebesprobe womöglich zu verzichten. Es tagte, und ich bereitete mich zum Abstieg nach Brig hinunter vor. Noch einmal betrat ich mein artliches Schlaf-zimmer mit seinem Bettenberg und seinen fünf schönen Kupfer-tischen aus der Galerie des verstorbenen Königs von Sardinien. Sodann mußte ich mich in das Fremdenbuch einschreiben, in dem ich las, wie manche Besucher im März und noch später hier tagelang durch Lavinen blockirt und festgelegt worden waren. Dann zeigten mir die Väter den Sommeralon, ein Zimmer, so groß, wie ein ganzes Hotel, an der Wand die Bilder des heiligen Bernhard und Napoleons I. Zwei Reihen grabbeiniger Stühle erwarteten das Schmelzen des Schnees, um zur Aufnahme von ermüdeten Gästen zu dienen. Der selbstverständliche Gang zur Almosenbüchse in der Kapelle beschloß meinen Besuch. Jeder der Väter drückte mir herzlich die Hand mit einem Segenswunsch.

Das reine Licht der Morgenfrühe, aus rosa und blaßlich-dustig geweben, lag auf den Bergspitzen, als ich den Abstieg antrat. Länger als eine Stunde dauerte dieser Tagesanbruch, da er mir von oberhalb der Verge ins Thal folgte. Vor mir lag der blau gefrorene Rhône, neben mir das glänzende Roth-gold der sonnenbeschienenen Gletscher. Solch eine unvergleichlich schöne Farbenharmonie werde ich wohl niemals wiedersehen, es sei denn, ich finde noch einmal zum Simplan im Januar den Weg und bin noch einmal mit solch herrlichem Wetter gesegnet wie an jenem Tage.

Allerlei.

Der Alkohol und die menschliche Stimme. Ueber den Einfluß des Alkohols auf die Stimme hat Dr. Sandras in Paris interessante Untersuchungen angestellt. Das Wiener Extrablatt theilt daraus Folgendes mit: Daß dieser Einfluß sicher vorhanden ist, bezeugt die Stimme am Ende eines Ables, bei welchem alkoholische Getränke genossen wurden, indem sie ihren früheren Tonen Klang nicht mehr behält. So ließ der Genannte Alkohol von 90 Grad durch eine Person einnehmen, deren anfängliche Stimme von g/1 bis g/2 reichte; hiervon blieb nur eine einzige Note übrig und noch dazu eine sehr schlechte. Nach einer Viertelstunde stellte sich eine Oktave von e/2 bis e/3 ein; und wieder nach einer Viertelstunde traten die Töne a/1, b/1, c/2, d/2, und f/3 dazu. Erst nach einer Stunde erholte sich die normale Stimme. Das ist ja nun freilich ein extremer Fall, da schmerzlich Nemand Alkohol von 90 Grad zu sich nehmen wird; er zeigt jedoch sehr deutlich, wie sehr sich die Stimme verändern kann. Dr. Sandras hat nun seinen Untersuchungen auf Sizilien, Rum, Curacao, Abjynth und Weine von Bourgogne, Beaune, Weiskweine und Bordeauxweine ausgedehnt und wir wollen nur die Ergebnisse dieser Weine hervorheben. Bei den Ersteren verschwanden zwei niedere Töne, die Stimme erhob sich nur auf h/1 bis g/3. Bei einer wiederholten Einnahme blieb kaum eine Oktave von f/2 bis e/3, bei einer dritten bleiben nur vier Töne: a/2, h/2, e/3, d/3, bei einer dritten sogar nur e/3; erst nach zehn Minuten erschien die Stimme wieder. Bei der zweiten Weinsorte wiederholte sich Nehiliches. Die Weiskweine wirkten wie die Rothweine, nur ein wenig schneller, und bei Bordeauxweinen wurde der Schmelz der Stimme nur leicht verändert. Das Endergebnis konnte in folgendem ausgedrückt werden: Alkohol und Rummel verlöschten die Stimme gänzlich. Anisette verringert sie, während Curacao und Abjynth sie erhöhen. In Bezug auf die Weine ist die Einwirkung der Bordeauxweine unmerklich, bei Weinen von Beaujolais schwach, bei Weinen von Bourgogne aber flüchtig. Die Säger haben die Gewohnheit, Alkohol und Anderes zu sich zu nehmen. So „nutzte“ der Säger Martin vor dem Singen Salzförner, Chollet trank Bier, Montandru eine halbe Flasche feinen Wein, Dumenil sogar sechs Flaschen. Champagner! Die Malibran genöß zuvor Sardinien und Madeira

Die Kunde von einem Doppelmord verlegte vor einigen Tagen die Bewohner der Doppelvorstadt zu Dresden in erhebliche Aufregung. Im Hause Windmühlensstraße 19, zweites Obergeschoß, wohnte bisher bei der Wittwe Feist die 78 Jahre alte, noch sehr

rüstige Almosenempfängerin verw. Geißler mit ihrem Enkel, dem 10 Jahre alten Schulfaben Albert Hauswald zur Untermiete. Gestern Mittag erschien nun bei der Geißlin der noch nicht ganz 18 Jahre alte, erst vor einigen Monaten aus der Strafanstalt Sachsenburg entlassene, angebliche Desorateur Theodor Ebert und fragte an, ob der kleine Hauswald Kohlen tragen könne. Frau Geißler sagte ihm, der Kleine sei nicht da, komme aber bald wieder, und Ebert erbot sich, auf denselben zu warten. Mächtig fiel er aber über die alte Frau in ihrer Kammer her, schlug sie zu Boden, brachte ihre einige Messerstiche durch die rechte Wade in den Mund bei und erwürgte sie mit den Händen. Dann legte er ihr eine bereit gehaltene Schnur um den Hals und tödete sie vollends. Da klingelte es an der Eingangstür, Ebert öffnete jedoch nicht und der außen stehende Knase Hauswald kletterte nun durch ein Gangfenster in das Innere. Kaum darin angekommen erfasste Ebert das Kind und erwürgte es ebenfalls. Dann durchsuchte er die Taschen der ermordeten Wittwe Geißler und nahm die wenigen Baarmittel von 30 Pfennigen an sich, um welche er zwei Menschenleben so ruchlos hingemordet hatte, Ebert fürchtete sich aber, den Thator zu verlassen, und er wurde alsbald von der Polizei verhaftet. Als Beweggrund seines gefändigermaßen vorher reichlich überlegten Verbrechens gab Ebert an, daß er keine Arbeit gefunden, nach Sachsenburg, wo es ihm nicht gefallen habe, aber nicht wieder zurück wolle, deshalb hätte er etwas „Ordentliches“ gemacht und komme nun wohl aufs Buchthaus. Der ruchlose Mensch ist gestern Abend gegen 7 Uhr in die Dresdner Gefängnisanstalt eingeliefert worden.

Von Spinnen, die Neigung für Musik an den Tag legen, berichtet mehr als eine Geschichte. Am bekanntesten sind die Erzählungen von dem Basilisengefangenen Bellison, der sich mit einer Spinne befreundet hatte und durch Viertaktspiel ihr besonderes Wohlgefallen erregte, sowie von dem jungen Beethoven, zu dem, wenn er die Geige strich, sich eine Spinne von der Decke herabließ, um den Tönen zu lauschen. Diese Beethovenegeschichte ist freilich nur eine Fabel, da der große Tonidichter von einem solchen Vorkommniß selbst nichts wußte, auch ein schlechter und widerwilliger Geigenspieler war, dessen arges Getrage, wie er meinte, selbst Fliegen und Spinnen eher davongescheucht als angelockt haben würde. Andererseits berichtet Prof. Landois in dem Buche „Thierstimmen“, wie der in Münster verstorbene Regierungsrath v. Hartmann mit Vorliebe zu erzählen pflegte, daß während seines Klavierspiels eine Spinne von der Decke sich herabgelassen habe; nach dem Spiele sei sie wieder nach oben geklettert, und dieses Manöver habe sie nicht einmal ausgeführt, sondern während mehr als sechs Wochen. Allgemein wird zugegeben, daß die Spinnen Töne wahrnehmen können, und es liegt um so weniger Grund vor, diese Angabe zu bezweifeln, als man auch Lautäußerungen von diesen Thieren kennt. Schon seit mehr als 50 Jahren weiß man, daß gewisse Arten der Gattung Theridium (Wildspinne) die Fähigkeit haben, einen schwirrenden Laut herbeizubringen, während die Weibchen völlig stumm sind. Der in Landois' Buch beschriebene und abgebildete Stimmapparat besteht aus einer gegängten Leiste, am Grunde des Hinterleibes, gegen die der harte, hintere Theil des Bruststückes gerieben wird. Eine neue Entdeckung dieser Art schildert jetzt, nach der „Voss. Ztg.“ der englische Zoologe Baldwin Spencer, Professor an der Universität Melbourne, in der Wochenschrift „Nature“. Als Theilnehmer der Horn'schen wissenschaftlichen Expedition hielt sich Spencer im vorigen Jahre kurze Zeit in Alice Springs (Inneraustralien) auf. Hier wurde ihm sowohl von Weibchen wie von Eingeborenen die bestimmte Versicherung gemacht, daß es in Mittelastralien eine Spinne gäbe, die bei Nacht ein summendes Geräusch mache. Es gelang ihm leicht, die Spinne zu erhalten. Er bestimmte sie als Phricotis crassipes, eine Art aus der Abtheilung der Territelarien, der auch die bekannte Vogelspinne angehört. Das Thier wird 2 1/2 Zoll lang und gräbt 18—24 Zoll lange Höhlen in den Boden, an deren Ende sich eine der Spinne zum Aufenthalt dienende Kammer befindet. Einige Dutzend gefangener Spinnen wurden in Zinn- und Holzschachteln gebracht und beobachtet. Sie zeigten sich zuerst sehr träge, aber nach ein paar Tagen wurden einzelne lebendiger, und als Spencer eine von diesen (es war ein Weibchen) mit einem Strohhalme reizte, erhob sie sich auf den Hinterbeinen und brachte ein leises pfeifendes Geräusch hervor, wobei sie die Kiefertaster (Palpen) an den Oberkiefern (Cheliceren) hin- und herrieb, zugleich machte sie einige zornige Stöße gegen den Strohalm. Bei näherer Untersuchung fand Spencer am Grunde eines jeden Tasters eine Art Kamme, aus harten Chitinstäben bestehend, die in je einen keulenförmigen Kopf endigten. Dieser Kamm ist so gestellt, daß er bei der Hin- und Herbewegung der Taster gegen einen bestimmten Theil des Oberkiefers gerieben wird, der mit mehreren Reihen starker, in scharfe Spigen auslaufender Dornen versehen ist. Der so erzeugte Ton kann, wenn die Spinne sich in einer Schachtel in einem ruhigen Zimmer befindet, auf mindestens 6—8 Fuß Entfernung gehört werden. Ein ähnliches Organ zur Lauterzeugung besitzt nach Wood Mason noch eine andere Spinne aus derselben Verwandtschaft, die Mygale stridulans.

Humoristisches Allerlei. Uebersetzung v. Frau Kommerzienrath (zu einer Vereinsdame, welche für einen wohlthätigen Zweck sammelt): „... Mein Diener wird Ihnen sofort zehn Mark hereinbringen!“ — Vereinsdame: „Und mein Diener wird die zehn Mark abholen!“ — Bureau-Logik. Diurnist: „Ich bitte um

eine kleine Aufbesserung — ich kann mit meinem Gehalt nicht auskommen!“ — Kanzleibef: „Wenn die Andern auskommen können, müssen Sie auch auskommen können!“ — Diurnist: „Die Andern kommen aber auch nicht aus!“ — Kanzleibef: „Ja, also warum wollen Sie denn einen Vorzug haben?“ — Eine energische Mutter. Mutter (vor dem Ball): „Emilie, wenn Dich heute Abend endlich der Affessor um Deine Hand bittet, dann sagst Du, er solle mit mir sprechen!“ — Emilie: „Und wenn er nicht um meine Hand bittet?“ — Mutter: „Dann spreche ich mit ihm!“ — Gedankensplitter. Warum erröthen wir über das Geständniß, daß wir uns geirrt haben? Wir sagen doch damit nur, daß wir heute klüger sind als gestern.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

Das März-Heft von **Welhagen u. Klafings Monatshefte**, mit dem der zweite Band dieses Jahrganges beginnt, ist wieder ungemein interessant. Es bringt zunächst den Schluß eines reich illustrierten Artikels über **Belazquez**, in dem Professor S. Knackfuß, von dem Naturalisten unter den großen Künstlern ein Lebensbild entwirft. Fesselnd ist auch der Aufsatz von dem Weltreisenden Otto C. Ehlers: „Meine erste Reise nach Sansibar. Sehr interessant hat uns ferner der Aufsatz von Christian von Bornhaupt: „Gustav Adolf vor seinem Auftreten in Deutschland.“ Es ist ja allgemein bekannt, daß der große Schwedenkönig, als er in Deutschland landete, bereits auf ein reich bewegtes Kriegsleben zurückblicken konnte. Da dieses sich aber in dem uns zu jener Zeit fern liegenden Ost-Europa abspielte, so wissen nur Wenige, worum es sich in diesen Kriegen mit Rußland und Polen eigentlich handelte. Hier werden wir nun darüber belehrt, daß der Kampfpreis, um den so hart gestritten wurde, die Herrschaft über die Dnieper war. Ein in diesem Heft beginnender Roman Schulners von A. von Klinskostrom, spielt in den Künstlerkreisen Münchens und scheint sehr interessant zu werden. Was der Titel sagen will, läßt sich aus dem bisher veröffentlichten Theil noch nicht erleben. Eine auf märklichem Boden spielende Novelle von Ernst Behrend: Feuerarge vervollständigt den erzählenden Theil des Heftes, das wieder zahlreiche ebenso eigenartige wie geschmackvolle Illustrationen jeder Art enthält.

— „**Alles Bismarck**“, von C. W. Allers, Text von Hans Kraemer (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig). Von diesem volkstümlichen Prachtwerk liegt nunmehr die siebente Lieferung vor. Die Huldigungen, welche dem ersten Kanzler des Reichs während seines Ruffinger Aufenthalts in den Jahren 1892 und 1893 aus allen Theilen Deutschlands dargebracht wurden, bilden nebst der eingehenden Krankheitsgeschichte des letzteren Jahres den Inhalt des Heftes, das wieder mit einer großen Zahl wertvoller Kunstblätter von Allers' Meisterhand geschmückt ist. Da finden wir neben den hervorragenden Typen aus der Badergesellschaft und dem engeren Freundeskreis der Bismarck'schen Familie die Vertreter bürgerlicher und studentischer Huldigungsdeputationen in einer Weise dargestellt, der es, weil sie ebenso unmittelbar dem Leben abgelauscht ist, auch nicht an dem nöthigen Humor gebricht. Geradezu bewundernsworth aber ist es, wie uns der Künstler seinen Helben, so oft er ihn auch persönlich vorführt, stets von einer neuen Seite zu zeigen weiß, so daß dieses Werk wohl die reichste Galerie von Bismarckbildnissen darstellt, die heute zu finden ist, und schon um deswillen wie durch den hohen Kunstwerth seiner Illustrationen bei dem verhältnißmäßig billigen Lieferungspreis von nur 2 Mark die weite Verbreitung glänzend rechtfertigt, welche es in allen Kreisen des deutschen Volkes gefunden hat.

— **Der „Häusliche Rathgeber“**, praktisches Wochenblatt für alle deutschen Hausfrauen, mit den Gratisbeilagen „Mode und Handarbeit“ und der illustrierten Kinderzeitung „Für unsere Kleinen“. Verlag von Robert Schneeweiß in Breslau. Preis vierteljährlich 1,25 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Es kann ohne Uebertreibung behauptet werden, daß die genannte Wochenschrift zu den besten und am weitesten verbreiteten Frauen-Zeitschriften gehört, die in dem letzten Jahrzehnt in so großer Anzahl allenthalben entstanden sind. Das in mehr als 70 000 Exemplaren über ganz Deutschland verbreitete Blatt ist den deutschen Hausfrauen ein fast unentbehrlicher treuer Berater in allen häuslichen Angelegenheiten geworden. Die uns vorliegende Nummer 10 des neunten Jahrganges zeigt wieder deutlich, daß die Verlagshandlung nach Kräften bemüht gewesen ist, den Leserinnen des Blattes in jeder Beziehung das Beste zu bieten. Es wäre nur zu wünschen, daß die dort gegebenen Rathschläge nicht unbeachtet blieben. Ganz besonders werthvoll ist die illustrierte Rubrik „Handarbeiten“. Sehr lieblich ist auch die beigegebene illustrierte Kinderzeitung „Für unsere Kleinen“, die von unserem Nesthächchen stets mit Freuden begrüßt wird. Denjenigen Damen, denen der „Häusliche Rathgeber“ unbekannt ist, rathen wir, ein Probeabonnement zu bestellen. Probenummern versendet auf Wunsch der Verlag jederzeit gern gratis und franko.

Verantwortlicher Redakteur Dr. W. Gebensleben. — Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele in Halle (Saale), Leipzigerstr.